

Wie man einen geplatzten Granatapfel wieder zusammensetzt

Bericht von der Jahrestagung des Graduiertenkollegs „Kleine Formen“, die vom 28. bis 30. Januar 2019 an der Humboldt-Universität zu Berlin stattfand

[microform Opener]

Exposition

S. BODENMILLER Der Granatapfel ist eine tückische Frucht. Wem er sich öffnet, färbt es, bei dem Versuch, die saftig-süßen Kerne aus ihrer dünnen Haut zu „pulen“, Finger und Schneidebrettchen in ein zartes Rosa.

MARIE CZARNIKOW: Kein Wunder also, dass sich zahlreiche YouTube-Tutorials mit der Frage beschäftigen, wie sich Kerne und Schale eines Granatapfels voneinander lösen lassen, ohne sich dabei die Hände schmutzig zu machen.

[Ausschnitt aus „Granatapfel ohne Sauerei richtig und sauber entkernen – professionell öffnen schälen“, <https://www.youtube.com/watch?v=SxdTc03n5BA>]

„Man schneidet die Frucht einfach in acht gleich große Teile. Diese geschnittenen Teile wirft man dann ganz einfach in eine Schale mit Wasser.“

[Florenz Gilly:] Uns stellte sich das umgekehrte Problem, als wir am Bericht zur Jahrestagung des Graduiertenkollegs „Kleine Formen“ saßen: Wir sollten einen Granatapfel, der geplatzt war und seine Kerne überall im Raum verteilt hatte, wieder zusammensetzen. Eine echte Sisyphosarbeit!

[M. Czarinkow:] Als sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer zur Tagung „kleiner werden“ in der Berliner Humboldt-Universität einfanden, vortrugen und miteinander diskutierten, war das nämlich ungefähr so, als wäre ein Granatapfel geplatzt.

F. GILLY: Wir sind

- S. BODENMILLER: [Steffen Bodenmiller](#),
- M. CZARNIKOW: [Marie Czarnikow](#)
- F. GILLY: und [Florenz Gilly](#), und wollen in diesem Beitrag versuchen, zumindest einzelne der versprengt liegenden Granatapfelkerne aufzulesen und, im besten Fall, zu einem einigermaßen sinnvollen Ganzen zusammenzufügen.
- M. CZARNIKOW: Wir beginnen *ab ovo*, also von Beginn an und dieser Begriff trifft den Kern der Sache. Denn die Konzeptgruppe aus [Maren Jäger](#), [Stephan Strunz](#) und Dir, Steffen, nahm uns in ihrer Einführung buchstäblich mit an den Anfang und erzählte, wie der *Call for Papers* zur Tagung entstanden ist.
- S. BODENMILLER: Wir wollten damit drei Fliegen mit einer Klappe schlagen: *Erstens* einen Einblick in die kollektive Kollegwerkstatt geben, *zweitens* noch einmal die Leitkategorien der Tagung vorstellen und *drittens* einen lockeren, exemplarischen Aufschlag für unser Thema machen.
- F. GILLY: Wir hören einen kurzen Zusammenschnitt der Entstehungsgeschichte.

Kurzfassung der Anekdote über die Genese des CfPs

„Und die Kurzversion der Geschichte geht so.“ – Im letzten Frühsommer stand die Themenidee fest. Damals lautete der Titel noch: ‚Verkleinerungen der Form‘ (22 Zeichen), nun: kleiner werden (14 Zeichen).“ – „8 Seiten für das Format ‚Call‘! Unmöglich! Das liest keiner! aptum!“ – „Maren, die das Thema vorgeschlagen hatte, bot an, einen ‚ersten Aufschlag‘ zu machen. [...] (Der Betreff der Mail lautete: ‚Entwurf Tagungsexposé XXL‘)“ – Die Köche standen vor der Aufgabe, den über alle Ränder getretenen Brei nicht zu verderben, ihn aber gemeinsam so einzukochen, dass am Ende eine Essenz übrigbliebe. – „Einen Call, der länger ist als 2 Seiten, liest eh niemand!“ – „Es galt also, die Textsorte Ideenentwurf XXL – sofern das eine Textsorte im strengeren Sinne ist – in einen sehr viel kürzeren Call zu transponieren.“ – „In einem ersten Schritt haben wir v.a. reduziert, entschlackt, gestrichen, beschnitten.“ – „Vier Seiten sind – mindestens! – zwei zuviel!“ – „Dann wurde verdichtet, pointiert.“ – „Langsam schälte sich eine Form heraus. Vom Tagungsexposé M-L kam das Telos in Sicht: S=Small: 2 Seiten!“ – „Und so wurde aus einem langen, dünnen Text ein quantitativ verkleinerter und qualitativ vergrößerter Text.“ – „Habemus Call.“

- S. BODENMILLER: Den *Call* hatten wir also – doch wer würde ihm folgen? Nun, wir konnten zufrieden sein, denn am ersten Tagungstag fand sich eine illustre Gruppe von Gästen ein: Von dies- und jenseits des Atlantik, von dies- und jenseits der Donau (Schweiz und Österreich) sowie von dies- und jenseits des Katheders, ProfessorInnen und solche, die es vielleicht mal werden wollen: Studierende und DoktorandInnen.
- M. CZARNIKOW: Die Initiatorin des Kollegs [Ethel Matala de Mazza](#) begrüßte die KonferenzteilnehmerInnen. „kleiner werden“ lautete der Titel der Jahrestagung, der Untertitel „Verfahren und Techniken der Ökonomisierung

DFG-Graduiertenkolleg „Kleine Formen“ – Podcast *microform*
Wie man einen geplatzen Granatapfel wieder zusammensetzt

kleiner Formen“. Und dieser Titel, sowohl Prozessbeschreibung als auch Imperativ, deutet einen Perspektivwechsel an, wie Stephan Strunz näher erläutert:

Stephan Strunz – „der kleinen Form auf die Schliche kommen“

„Wir möchten der kleinen Form auf die Schliche kommen, indem wir sie als klein geformte Form verstehen. Das bedeutet: Weder die statischen Kategorien einer fest definierbaren Form, noch ihre quantitative Größenbestimmung und -vermessung soll im Zentrum des Interesses stehen. Vielmehr möchten wir die Aufmerksamkeit auf solche dynamischen Prozesse, Operationen, Verfahren lenken, aus denen die (ursprünglich größere) Form als kleinere hervorgeht.“

F. GILLY: Postdoktorandin Maren Jäger führte weiter aus, dass diese Verschiebung des Erkenntnisinteresses einen entscheidenden Vorteil hat: Gegenüber statischen Ansätzen erlaube sie den gemeinsamen Zugriff auf äußerst heterogene kleine Textsorten, die auf vergleichbare Operationen rückführbar sind.

Maren Jäger – „Wie wird das Kleine klein?“

„Anstatt also zu fragen: ‚Was – oder wie klein – ist klein?‘ Oder: ‚Wie ist seine Form beschaffen?‘ fragen wir uns und Sie: ‚Wie wird das Kleine klein?‘ Und: ‚Wie wird das Kleine Form?‘ Nicht klein sein, sondern kleiner werden. Und so vielleicht etwas klüger werden.“

S. BODENMILLER: Begeben wir uns ins Geschehen und versuchen, den Granatapfel, der da auseinandergeplatzt ist, wieder zusammenzusetzen.

F. GILLY: Wir orientieren uns bei unserer Rekonstruktion des Tagungsablaufs an den vier grundlegenden Operationen, die bei der Genese kleiner Formen am Werk sind:

M. CZARNIKOW: Selektion,

S. BODENMILLER: Reduktion,

F. GILLY: Transposition

M. CZARNIKOW: und Verdichtung.

S. BODENMILLER: Allerdings, darauf wies Maren Jäger in der Abschlussdiskussion hin, lassen sich diese vier Verfahren weder voneinander trennen, noch sind sie erschöpfend. Vielmehr treten sie in Kombination auf und es gibt zahlreiche Überschneidungen.

- F. GILLY: Wenn ich etwas selektiere, zum Beispiel indem ich es ausschneide, reduziere ich dadurch auch das Gewicht dessen, was übrigbleibt. Und indem ich etwas falte, gewinnt es gleichzeitig an Dichte.
- S. BODENMILLER: Behalten wir das also im Hinterkopf, wenn wir die knapp drei Tage unserer Jahrestagung Revue passieren lassen.

Selektion

- M. CZARNIKOW: Womit beginnt eigentlich das Verkleinern? Das fragten wir uns und die TeilnehmerInnen in den Vorträgen der Panel „Selektion“. Verkleinern ist eine Auswahloperation, bei der kleinere Formen durch Beschnitt aus größeren hervorgehen: Dadurch können sie gespeichert, verteilt oder weiterverarbeitet werden.

Marie Czarnikow – Tagebuchschreiben als Verkleinerung

- S. BODENMILLER: Apropos große und kleine Formen: Marie, Du hast Dich in Deinem Vortrag mit den *paper technologies* des Tagebuchschreibens im Ersten Weltkrieg beschäftigt. Welches Papier kam dort zum Einsatz und wie wurde selektiert?
- M. CZARNIKOW: Ich habe in meinem Vortrag die Genese des Kriegstagebuchs einer ostpreußischen Schule untersucht. Dort entsteht ein paradigmatisches Kriegstagebuch an der Schnittstelle einer schriftlichen Schulchronik, einer Zeitungssammlung und eines eigens für den Weltkrieg kreierten Tagebuchvordrucks. Die gesammelten Extrablätter und Zeitungsseiten werden beschnitten, und nur die für den Tagebuchautor – oder sollten wir besser “-monteur” sagen – relevanten Ausschnitte in das Tagebuch geklebt. Dort bilden sie den Ausgangspunkt für eigene Einträge, denn an ihren Rändern wird eine eigene Kriegsgeschichte fortgeschrieben. Die Genese des Tagebuchs als Serie kleiner Formen tritt uns hier deutlich vor Augen. Kriegstagebuchschreiben erscheint damit ganz grundlegend als Operation der Verkleinerung. Genau aus diesem Grund ist der Titel meiner Dissertation „Kleines Tagebuch, Großer Krieg“ mehr als ein Wortspiel mit zeittypischen Begriffen der Weltkriegspropaganda und abwertenden Gattungsbezeichnungen des Tagebuchs: Das Kriegstagebuch kleidet Ungeheuerliche und Gigantomane des alles verzehrenden Krieges in das leichte papierene Gewand eines handlichen Vordrucks.

Vergleich mit Nikolaus Wegmanns Vortrag

F. GILLY: Damit problematisiert Dein Vortrag ja auch die Gattung Tagebuch als solche. Etwas Ähnliches hat Nikolaus Wegmann auf der Tagung gezeigt.

M. CZARNIKOW: Nikolaus Wegmann hat dargestellt, dass Skalierung ein Grundproblem des Tagebuchschreibens ist. Er zeigte anhand des Tagebuchromans *Die Leiden des jungen Werthers* und *Karolinens Tagebuch ohne außerordentliche Handlung* von Maria Anna Sagar, wie das Ziel, das ganze Leben in einem Buch zu dokumentieren, das Tagebuch in ein allaufzeichnendes Protokoll überführt – genau wie moderne Tagebuchapps oder die AppleWatch. Ganz anders muss sich das Tagebuch jedoch bewähren, wenn nicht mehr das Selbst aufgezeichnet wird, sondern die mediale Kriegsberichterstattung geordnet, ausgewählt und kommentiert werden soll. Genau dann kommen verschiedene Verfahren der Verkleinerung zusammen, die jedoch Eigendynamiken entwickeln.

In der Diskussion schlug daher [Christoph Hoffmann](#) vor, diese als Verkleinerungsexpansion zu fassen. Schließlich umfasst der Tagebuchvordruck ganze 264 Seiten und durch das Einkleben zahlreicher kleiner Zeitungsausschnitte entsteht ein dickes Buch, das sich kaum mehr schließen lässt. Daran lässt sich eine der Paradoxien kleiner Formen dingfest machen.

F. GILLY: Um kleine gemachte – oder kleine? Sachen – ging es auch im Vortrag der Germanistin und Editionswissenschaftlerin Marie Millutat. Welche Perspektive auf die Selektion im literarischen Arbeitsprozess hat sie eröffnet?

Marie Millutat und Robert Walser

M. CZARNIKOW: Marie Millutat ergründete in ihrem Vortrag, welche Rolle die Schere als Arbeitsinstrument im Prozess des Schreibens bei Robert Walser spielt. Walsers häufig bemerktes Interesse für kleine Dinge ist auch auf eine Selbstbeschränkung im Material zurückzuführen. [Marie Millutat](#) folgte den Spuren seiner in Zeitungen veröffentlichten „Kleinen Sachen“ ins Literaturarchiv Marbach. Der Nachlass Robert Walsers offenbart kleine, zurechtgeschnittene Zettel, die bereits das Format des Zeitungsartikels vorwegnehmen und mit einer Selbstbescheidung einhergehen. Schon vor dem Schreiben wird das Material in Form gebracht, die Selektion ist eine Selektion der Schreibgrundlage. Infolgedessen thematisieren die Texte ihre eigene Kürze genau wie sie den Blick auf kleine Gegenstände lenken.

Marie Millutat – „Die kleinen Sachen sind die Manuskripte“

DFG-Graduiertenkolleg „Kleine Formen“ – Podcast *microform*
Wie man einen geplatzten Granatapfel wieder zusammensetzt

„Die kleinen Sachen bei Robert Walser sind also nur auf den ersten Blick die Gegenstände der Erzählung. Auf den zweiten Blick stellen sich die Texte selbst als kleine Sachen vor. In der Doppeldeutigkeit ihres Werkcharakters als kleiner Form und ihrer physischen Präsenz als Zeitungsartikel oder kleines Manuskript. Erst die Betrachtung der Walserschen Schreibpraxis enthüllt eine dritte Verschiebung: die kleinen Sachen sind ebenfalls die Manuskripte.“

M. CZARNIKOW: Die These der Selbstbeschränkung des Schreibens wurde auch in der Diskussion aufgegriffen und von Marie Millutat bestärkt, denn die kleinen Zettel wurden direkt an die Zeitung geschickt und Walser nicht mehr zu späteren Korrekturen vorgelegt. Maren Jäger pointierte die Walsersche Papierarbeit in der Diskussion daher als „Poetik der Abfallvermeidung“.

In der Walserschen Selbstbeschränkung des Schreibens durch die Selektion des Papiers auf ein kleines Format kommt aber auch ein weiteres Verfahren der Verkleinerung zum Tragen: die Reduktion.

S. BODENMILLER: An dieser Stelle wollen wir uns den Tagungsbeitrag [Juliane Vogels](#) etwas detaillierter anschauen.

M. CZARNIKOW: Sie gab in ihrem Vortrag über Scherenschnitte – ähnlich wie Marie Millutat – Einblicke in die konkrete materiale Praxis von Reduktions- und Selektionsprozessen und entwickelte darüber eine „kleine Phänomenologie des Ausgeschnittenen“. Der Scherenschnitt, sagte Juliane Vogel, ist eine kleine Kunst:

Juliane Vogel – „Die bevorzugte grammatische Äußerungsform des Ausschneidens ist das Diminutiv“

„Die bevorzugte grammatische Form, in der sich die Liebhaber wie die Kritiker der Kunst des Ausschneidens äußern, ist das Diminutiv. Den Quellen des späten 18. und 19. Jahrhunderts zufolge, in denen das Scherenschneiden seine Blüte erlebt, erfährt alles, was mit der Schere in Berührung kommt, eine eigentümliche Verkleinerung. Exemplarisch zeigt Karl August von Varnhagens 1814 erschienener Text „Vom Ausschneiden“ den mit dieser Tätigkeit verbundenen Größenverlust an: „Klein ist das Talent, das zum Ausschneiden befähigt, klein die Künste der Geselligkeit, in der die Schere agiert. Damen werden zu Dämchen, wenn sie schneiden, Götter zu Götterchen, wenn sie ausgeschnitten werden. Blumen zu Blümchen, die so winzig sind, dass sie einmal gesehen, sofort dem Vergessen anheimfallen.“ Was in den Umkreis des Ausschneidens eingeschlossen ist, Akteure und Produkte, Künste und Begabungen, erleiden in den Augen ihrer Beobachter eine signifikante Maßstabsreduktion. Das Ausschneiden ist keine Kunst, sondern ein Künstchen“.

F. GILLY: Die „kleine Kunst“ des Scherenschnitts findet jenseits des bedruckten oder beschriebenen Papiers statt und trotzdem wird selektiert. Marie: Könntest Du für uns noch einmal erläutern, wie sich dieses Verfahren vom Schneiden in der Textproduktion unterscheidet?

M. CZARNIKOW: Anders als bei der Textarbeit wird hier nicht das ausgewählt, was weiterverwendet werden soll, sondern das, was zum Verschwinden gebracht wird. Die Form des Scherenschnittes tritt aus einer Art umgekehrter oder negativer Selektion hervor: Übrig bleibt, was nicht ausgeschnitten wurde. So treten an diesem Beispiel die Verfahren von Selektion und Reduktion in eine andere Wechselwirkung zueinander: Die Form entsteht überhaupt nur, indem das Selektierte zum Verschwinden gebracht wird. Deswegen wurde der Scherenschnitt auch oft mit der Bildhauerei auf dem Papier verglichen.

Dieser Unterschied macht deutlich, dass Prozesse wie Selektion und Reduktion ein je anderes Verhältnis von Teil und Ganzem aufweisen, je nachdem, ob sie auf konkret materiellen Eingriffen oder mentalen Operationen beruhen. Wer im Geiste auswählt, produziert keinen Müll, keinen Rest- oder Überschuss.

S. BODENMILLER: Im Fall des Scherenschnitts, mit dem sich Juliane Vogel beschäftigte, ist die Materialität des Ausgeschnittenen also entscheidend.

M. CZARNIKOW: Das Schicksal der per Selektion und Reduktion aus dem Papier entstandenen Papierobjekte ist vor allem durch eine Dynamik bestimmt: ihren Gewichtsverlust, in ihren Worten, das „Leichter-Werden“. Ab Ausschnitt oder Schnipsel -- Verstreuung und Verlust sind den Papierobjekten inhärent:

Juliane Vogel – „nicht zufällig ist der typische Aufenthaltsort des Ausgeschnittenen der Brief oder die Briefftasche“

„nicht zufällig ist der typische Aufenthaltsort des Ausgeschnittenen der Brief oder die Briefftasche. Wie das Verweht-Werden ist auch das Versendet-Werden zentrales Element seiner Affordanz. Zerstreung und Verlust sind in der Biografie eines Ausschnitts angelegt, es bedarf der aktiven Mobilisierung von Gegenkräften um sie wieder zusammenzutragen und zu fixieren. Daher haben wir es mit Gegenständen zu tun, deren Status zwischen Abfall und Archivalie oszilliert. Ihr ephemerer Charakter prädestiniert sie für eine frühzeitige Entsorgung oder auch eine nur zufällige Aufbewahrung. Kennzeichen der Scherenarbeit ist ein erhöhtes und im Vergleich mit anderen Künsten überproportionales Abfallaufkommen, das bereits bei seiner Entstehung anfällt.“

M. CZARNIKOW: Von der papierenen Materialität des Scherenschnitts aus führt jedoch ein direkter Weg zu den Formen der durch Selektion und Reduktion gewonnenen Papierobjekte: Viele Scherenschnitte – etwa die von Adele Schopenhauer und Luise Duttenhofer – zeigen Flügelwesen oder flugfähige Objekte und reflektieren damit die Flüchtigkeit des Papiers auf der einen Seite, auf der anderen Seite aber auch seine Mobilität.

F. GILLY: Im zweiten Teil ihres Vortrags folgte Juliane Vogel den ausgewählten und ausgeschnittenen Objekten auf ihrem Weg in die Konservierung, aber auch

deren Transposition. Dafür nahm sie einen weiteren Akteur in den Blick, nämlich den Klebstoff.

M. CZARNIKOW: Dieser Klebstoff halte das Ausgewählte frisch und konserviere es zugleich; er begegnet der Flüchtigkeit des Papierobjekts mit seiner Fixierung. Papierschnipsel können – so scheint es – überall hinfliegen und landen: Sie gehen in die Montagen und Collagen von Pablo Picasso und Georges Braque ein oder landen in Form der Zeitungsausschnitte in eigenen Sammlungen. Jedoch bleibt für Juliane Vogel das Ausgeschnittene ein flüchtiges Papierobjekt. Das machte sie an den Werbestrategien für einen Fischleim aus den 1920er Jahren mit dem duften Namen Syndetikon fest, der von vielen schneide- und klebewütigen DadaistInnen verwendet wurde. Geklebt wird nicht mehr, um etwas dauerhaft zu fixieren und damit auch zu konservieren. Syndetikon hält flüchtige Papierobjekte nur auf eine bestimmte Zeit fest: „Der Affe spränge gern davon, der Baum ist voll Syndetikon.“

Reduktion

S. BODENMILLER: Die nächste Sektion stand unter dem Zeichen der Reduktion, die auf den ersten Blick nicht allzuviel von der Selektion unterscheidet, doch geht es bei beiden um jeweils andere Phasen im Arbeitsprozess des ‚kleiner machens‘: Während Selektion noch stark am Ausgangsmaterial arbeitet, an der anfänglichen Fülle von Text und Informationen, aus denen ausgewählt werden muss, orientieren sich Reduktionsverfahren schon stärker an dem, was entstehen soll: Die zuvor ausgewählten Informationen sind das Ausgangsmaterial für die neue Form, für den Text, der gerade entsteht.

F. GILLY: Ein Beitrag zum Thema kam von [Christoph Hoffmann](#), Wissenschaftshistoriker aus Luzern. Bereits sein Vortragstitel lässt kaum Zweifel offen: Unter ‚Oreskes (2004)‘ verhandelte er die Geschichte und das Eigenleben einer Literaturangabe zu einem wirkmächtigen Aufsatz, verfasst von der Wissenschaftshistorikerin Naomi Oreskes.

S. BODENMILLER: Oreskes Artikel wurde 2004 in der Zeitschrift *science* veröffentlicht. Sie hat dafür 927 wissenschaftliche Aufsätze der Jahre 1993 bis 2003 ausgewertet, die sich mit dem Klimawandel beschäftigen. Dabei interessiert sie sich dafür, wie verbreitet unter WissenschaftlerInnen die Überzeugung ist, dass sich menschliche Einflüsse auf die Erderwärmung auswirken. Oreskes kommt zu dem Ergebnis, dass innerhalb der globalen wissenschaftlichen Community die Einschätzung *konsensfähig* ist, dass menschliche Aktivitäten zur globalen Erwärmung beitragen.

Christoph Hoffmann – „This is not the case“

„Die einleitende Überlegung, ob unter den Klimaforschern vielleicht doch eventuell Uneinigkeit hinsichtlich der Realität eines anthropogen gegründeten Klimawandels besteht, schließt Oreskes, mit einer einfachen, mit einer sehr schönen Feststellung ab, nämlich mit der Feststellung: This is not the case.“

S. BODENMILLER: Christoph Hoffmann führte weiter aus, dass die breite Datenlage, auf der der Artikel aufbaut sowie die einhellige Zustimmung zur These vom menschengemachten Klimawandel, zu zwei Effekten geführt habe: Der erste bestand darin, dass der Aufsatz rezipiert wurde als eine Art Forschungsüberblick, der einen *common sense* innerhalb der wissenschaftlichen Klimaforschung widerspiegelt. Davon abhängig hat sich ein zweiter Effekt abgezeichnet, der Christoph Hoffmann besonders interessiert: Möglicherweise hat der augenscheinlich kleine Umfang des Aufsatzes von gerade einmal einer Seite zu seiner tausendfachen Zitation und damit zur breiten Rezeption beigetragen. ‚Oreskes (2004)‘ wurde eine Art Schlagwort, oder, wie Christoph Hoffmann sagt:

Christoph Hoffmann – „Standardreferenz und Faktum“

„Es handelt sich also nicht einfach um irgendeine Literaturangabe, sondern um das, was man so üblicherweise eine Standardreferenz nennt. [...] Und so eine Standardreferenz gilt dann im Ergebnis für etwas, das im Augenblick nicht weiter hinterfragt wird. [...] Oder es ist der Fall mit Oreskes, was Bruno Latour folgendermaßen beschreibt: Es ist dieses seltene Ereignis, das die Leute im Kopf haben, wenn sie von einem Faktum sprechen.“

S. BODENMILLER: Christoph Hoffmann betonte, dass es sich bei ‚Oreskes (2004)‘ *nicht* um eine naturwissenschaftliche Fachstudie handelt, sondern um eine *Metastudie*. Hier zeichnet sich also die Verschiebung des methodischen Fokus von Oreskes Arbeit ab: Sie liefert also keine *Fakten*, sondern *Meinungen*. Sie wertet *keine* Messdaten aus, sondern zu Papier gebrachte *Einschätzungen*. Der Artikel ist damit nicht im engen Sinne naturwissenschaftlich:

Christoph Hoffmann – „Literaturarbeit“

„Sich bei Oreskes 2004 einzureihen bedeutet unter dieser Perspektive eben sein Argument letztlich mit einer Tatsache zu verknüpfen. Oreskes’ Aufsatz hat aber noch ein zweite Seite: Nicht nur wird er in der Wissenschaft in der wissenschaftlichen Literatur heute als Tatsache behandelt, diese Tatsache, genauer die Aussage von Oreskes’ Aufsatz, die heute als Tatsache gilt, beruht selber auf einer ausgreifenden Literaturarbeit, also ist ein literaturwissenschaftlicher Text von Oreskes, auch wenn sie das selbst so nicht so nennen würde.“

- S. BODENMILLER: Die Literaturangabe ‚Oreskes (2004)‘ steht damit gleich doppelt für Reduktionsverfahren: Im einfachen Sinne steht ‚Oreskes (2004)‘ eben für genau diesen Aufsatz. Zugleich aber werden unter dem Verweis darauf die durchaus vielstimmigen Positionen von ForscherInnen bezüglich des anthropogenen Klimawandels auf eine Formel reduziert: ‚Without substantial disagreement, scientists find human activities are heating the Earth’s surface.‘
- Hier lässt sich sogar eine weitere, dritte Potenz von Reduktion beobachten. Selbst zur Tatsache geworden, beginnt der Aufsatz ein Eigenleben zu führen. Anders als die ursprüngliche Absicht wird der Aufsatz nicht mehr nur als Referenz verwendet, um eine konsensfähige Meinung von KlimaforscherInnen zu referieren, sondern so, als werde dadurch bewiesen, dass die Menschheit das Klima verändere, indem sie durch ihr Verhalten die Erderwärmung vorantreibe.
- M. CZARNIKOW: Dieser Unterschied ist wichtig, denn es ist das eine, zu sagen: Die meisten Klimaforscher sind der Ansicht, dass der Mensch ein entscheidender Faktor bei der Erderwärmung ist.‘
- F. GILLY: Und wieder etwas ganz anderes, wenn man sich auf eben jene ForscherInnen bezieht und konstatiert: ‚Der Mensch ist ein entscheidender Faktor bei der Erderwärmung.‘
- S. BODENMILLER: Selbst wenn beide Aussagen die gleiche inhaltliche Botschaft transportieren, weisen sie doch in unterschiedliche Richtungen.
- S. BODENMILLER: Zwischen einer Literaturangabe wie ‚Oreskes 2004‘ und den damit belegten Aussagen bestehe kein notwendiger Zusammenhang, so Christoph Hoffmann. Hier könnte also der Eindruck entstehen, dass es Christoph Hoffmann darum ging, den unsachgemäßen Gebrauch von Literaturverweisen zu markieren, oder gar, dass er den Klimawandel als menschengemacht in Frage stellte. Beides ist aber gerade NICHT der Fall. Referenzen auf andere Positionen frei herzustellen und so Verweise zu plausibilisieren, sind für ihn ein wichtiges Mittel, neue Sinnzusammenhänge argumentativ zu erschließen. Die reduzierte Form „Literaturverweis“ öffnet neue Gebrauchsmöglichkeiten, die weder die Gesamtheit aller von Oreskes herangezogener Schriften noch Oreskes Paper selbst erlaubten. Es sind also die Zitierenden, die sich die Reduktion in Gestalt einer Literaturangabe zunutze machen, um darum herum einen neuen Sinnzusammenhang anwachsen zu lassen.
- M. CZARNIKOW: Ebenfalls zum Thema „Reduktion“ referierten [Stephan Strunz](#), Doktorand an unserem Graduiertenkolleg, und [Anton Tantner](#) von der Uni Wien.

- F. GILLY: Stephan Strunz stellte anhand einer Untersuchung von Bewerbungsschreiben zum preußischen Straßenbauministerium um 1800 vor, wie darin eine Reduktion aufs Wesentliche stattfindet. Ein auf niedriger Verwaltungsebene eingereichtes Bewerbungsschreiben wird mit jeder Weiterleitung auf die nächsthöhere Ebene um solche Elemente reduziert, die nur mehr rhetorischen Überschuss darstellen:

Stephan Strunz – „Berichtskaskade“

Diese Berichtskaskade macht damit deutlich, wie institutionelle Stellungnahmen von Stufe zu Stufe mit mehr Selbst-Evidenz ausgestattet werden, so dass am Ende der Berichtskette die entscheidenden Daten als unbezweifelbare „Umstände“ aufscheinen. Auf dem Weg von der Supplik bis zum letzten Bericht sind in der Kette der Inskriptionen all jene Daten getilgt worden, die nicht explizit auf den Lebenslauf des Kandidaten verweisen.

- F. GILLY: Durch solche Verfahren der Selektion von Wesentlichem, Reduktion irrelevanter Daten und Verdichtung auf die entscheidenden, ‚laufbahnkritischen‘ Informationen erzeugen Behörden, so Stefan Strunz, „eine Essentialisierung und Potentialisierung des Lebenslaufes“. Als Nebeneffekt verblasst die Person hinter dem Lebenslauf zu einem Funktionsträger.
- S. BODENMILLER: Anton Tantner sprach über Nummerierungen und Zahlen als Strategien der Reduktion.
- M. CZARNIKOW: Auf Grundlage von Listen können Namen durch Nummern ersetzt werden. Individuen werden auf Nummern in der Verwaltung suspekter Subjekte reduziert. Ein Beispiel sind die sogenannten Eckensteher im Berlin der Jahrhundertwende. Das waren Hilfsarbeiter, die meist für einfache Tragearbeiten ihre Dienste anboten. Um sie polizeilich besser überwachen und erfassen zu können, mussten sie nummerierte Plaketten an ihrer Kleidung tragen. Anton Tantner dazu:

Anton Tantner – „Die kleine Form am Arm“

„Diese Berliner Eckensteher [...] sind deswegen nummeriert worden, weil sie in den 1820er Jahren teilweise berüchtigt waren, weil sie unter anderem Passantinnen und Passanten gegenüber [...] unhöflich waren, und deswegen wurden sie unter polizeiliche Aufsicht gestellt, das heißt, die Polizei hat dann also diese Eckensteher, die kleine Dienste verrichtet haben [...] dann eben registriert, und eben mit einer Nummer versehen, die sie dann an ihrem Arm zu tragen hatten. Das ist dann also diese kleine Form, die dann sichtbar war, diese Nummer, die dann eben kenntlich gemacht hat, dies ist ein registrierter Eckensteher.“

- S. BODENMILLER: Die Beispiele zur Reduktion machen deutlich, wie Informationen durch Dekontextualisierung neue Bindungsmöglichkeiten bekommen. Zugleich

besteht aber die Gefahr – so zeigten es Strunz und Tantner – dass damit auch ein Bezug zum Individuum verloren gehen kann und Menschen auf bloße Funktionen reduziert werden können. Die Verwaltung und Steuerung von großen und unübersichtlichen Einzeldingen durch Nummern – seien es Häuser durch Hausnummern, Dinge in Inventaren oder Menschen auf Listen – verspricht mehr Überblick und bessere Ordnung. Auch deswegen konnte der Eckensteher Nante zu einem Typus werden, zu einer austauschbaren Figur mit einer Nummernplakette auf dem Arm.

Transposition

- F. GILLY: Beim Verkleinern durch Auswählen und Reduzieren können aber auch Effekte entstehen, die die Konzeptgruppe zur Tagung mit dem Begriff der „Transposition“ beschrieb, also der Übertragung von einem in einen anderen Kontext, ein anderes Medium oder, kürzer, die Verwandlung der Form. Das, was am Ende dabei rauskommt, ist nicht selten von grundsätzlich anderer Natur als das Ausgangsmaterial. Anders formuliert: Der Unterschied zwischen der Ressource und dem Produkt des Verkleinerns ist kein gradueller, sondern ein kategorialer, sei es der Form oder des Zwecks.
- M. CZARNIKOW: Das zeigte sich nicht zuletzt an dem Kabinettstück, das der Wissenschaftshistorikerin [Anke te Heesen](#) mit ihrem Vortrag gelang. Wenn Sie unseren Podcast abonniert haben, könnte Ihnen die Stimme te Heesens bekannt vorkommen. Im Juni 2018 hatten wir bereits [ein Interview mit ihr](#) veröffentlicht.
- F. GILLY: Auf der Jahrestagung sprach Anke te Heesen über „Small Forms of Talk“. Ihr Ausgangspunkt bildete das Buch *The Way of the Scientist*, ein 1966 von Robert Colborn herausgegebener Sammelband mit 33 Interviews, der die abgebildeten Naturwissenschaftler nahbar machen sollte, indem man ihre „human side“, ihre menschliche Seite hervorkehrte. Mit Marshall McLuhan, dem kanadischen Medienphilosophen, ging te Heesen zunächst davon aus, dass sich in der Nachkriegszeit eine neue, orale Kultur etabliert hat. Im Vordergrund von *The Way of the Scientist* steht dann auch das mündliche Auskunftgeben, das später zwar in Schrift und Bildraum übersetzt werde, aber einer vom Mündlichen bestimmten Situation entstamme.

Anke te Heesen – “Mensch und Technik”

„Wo die Interviews des Bandes auf einen aussagefreudigen und kompetenten Wissenschaftler verweisen sollten, referieren seine Fotografien auf eine gestische und technische Grammatik, auf das noch neue Speichermedium Tonband, als ein Ermöglichungsraum dieser neuen Kultur. Aufgezeichnete Oralität wird selbst wiederum in Szene

DFG-Graduiertenkolleg „Kleine Formen“ – Podcast *microform*
Wie man einen geplatzten Granatapfel wieder zusammensetzt

gesetzt. Wie deren Teile auf den Menschen wirken, führen die Fotografien des Bands vor Augen. Auf dem Tisch platzierte Mikrofone, Kabel, ein Diktaphon. Während er Text des Gesprächs vor allem der Vermenschlichung von abstrakter Wissenschaft und Wissenschaftlern gleichermaßen gewidmet ist, zeigen die Bilder Mensch und Technik. Das Tonband, die Verbindung von Magnetband und Mikrofon, war zwar schon länger in Gebrauch, galt aber immer noch als so neu, dass sein Auftauchen auf den repräsentativen Fotografien nicht störte. Es gleichermaßen wie die Wissenschaftler ans Licht treten durfte und die Authentizität ihrer Aussage beglaubigte.“

- F. GILLY: Ergänzend zog Anke te Heesen ein weiteres Beispiel hinzu: den Band *Small Conference* der US-amerikanischen Anthropologin Margaret Mead. Der mit Fotos von Paul Byers illustrierte Band, der wie Colborns Interviewbuch die Momentaufnahme in den Fokus stellt, kennzeichne eine Suchbewegung nach neuen Kommunikationsformen. Das damals noch junge Phänomen der, Zitat Mead, „small, substantive conference“ sollte hierfür den Rahmen geben.
- M. CZARNIKOW: Warum aber kurze, schnelle Interviews und Momentaufnahmen und nicht allgemeine, umfangreiche Biographien oder Wissenschaftlerporträts?, fragte sich Anke te Heesen deshalb und kam zu folgender Schlussfolgerung:

Anke te Heesen – „Sowohl das Interview als auch die Momentaufnahme bilden zwei sich verschränkende Ideologeme“

„Sowohl das Interview als auch die Momentaufnahmen intellektueller Arbeit bilden zwei sich verschränkende Ideologeme, die nicht unabhängig von ihrem Kontext verstanden werden können. Coleborns Interviewsammlung löst auf bildlicher und textlicher Ebene ein Wissenschaftsideal ein, das in dieser Zeit geprägt und propagiert wurde und eindeutig politische Züge besaß. Es ist ein dem westlichen, demokratischen Ideal folgendes Buch, in dem Männer in flachen Hierarchien sprechen und argumentieren, zuhören und verstehen. Es ist ein auf die Verweltlichung des Akademischen betriebenes Buch. Betrieben wird eine Politik des Interviews, das als zentrale Kommunikationsform die Grundierung des Face-to-Face-Austauschs ermöglicht und in die Öffentlichkeit trägt. Das tut es zur gleichen Zeit, in der sich eine Kommunikationswissenschaft begleitet von einer jungen Wissenschaftsanthropologie etabliert, und in der sowohl die Forschung als auch die Forschung über die Forschung von neuen Medien ermöglicht wird. Hier zeigen sich in nuce die neue orale Kultur McLuhans, der Small Forms of Talk, in der Menschen zwar immer noch sprechen, aber alles Sprechen von Medien begleitet, ermöglicht und verdichtet wird.“

- S. BODENMILLER: „Schaufensterpolitik“ nannte [Sabine Mainberger](#) in der Diskussion das fotografische Programm von Colborns Interviewband. Die Lässigkeit, die hier ausgestellt werde, sei eine Form von Macht, die es nicht nötig hätte, sich als solche zu erkennen zu geben. Hier zur Erinnerung Anke te Heesens Beschreibung der Fotos:

Anke te Heesen – „Rauchende Wissenschaftler“

DFG-Graduiertenkolleg „Kleine Formen“ – Podcast *microform*
Wie man einen geplatzten Granatapfel wieder zusammensetzt

„Zu sehen sind in unserem Buch: sprechende, erklärende, nachdenkende, lebhaft und rauchende, vor allem lässige Wissenschaftler und Unternehmer, Regierungsbeamte und Labormanager.“

- F. GILLY: Sabine Mainberger wollte zudem wissen, ob es vergleichbares Material auch aus der Sowjetunion gebe. Ja, die Antwort von Anke te Heesen, aber erst ab den späten siebziger Jahren. Ab den Achtzigern auch aus der DDR.
- M. CZARNIKOW: Mit Blick auf die *Paris Review* und andere „dicke Cultural Journals“ fragte Noah Willumsen, der in unserem Kolleg über die Interviews Heiner Müllers promoviert, ob wir es bei den vorgestellten Interviews nicht eher mit populärwissenschaftlichen *Langformen* zu tun hätten. Dafür sprechen zumindest die zeitgenössischen Rezensionen, die *mehr Rede, detailliertere Rede* und Kommentare forderten.
- F. GILLY: An dieser Stelle möchte ich noch erwähnen, dass Anke te Heesen *en passant* Fragen aufwarf, die an den Grundfesten des modernen wissenschaftlichen Selbstverständnisses rütteln: Woher beziehen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihre Autorität? Insbesondere dann, wenn sie ihre Tätigkeit nicht mehr aus Berufung, sondern nur noch berufsmäßig ausüben? Wie sollen wir interessenlos forschen, wenn sie für ein kommerzielles Unternehmen arbeiten? Alles Fragen, die auch für einige von uns relevant werden könnten.
- S. BODENMILLER: Ins Register der Transposition gehört auch der Vortrag des Kollegiaten [Jasper Schagerl](#).
- F. GILLY: Er befasste sich einmal mehr mit dem Nürnberger Barockdichter Georg Philipp Harsdörffer, der sich für seine Sammlung *Der grosse Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichte* von 1649 großzügig bei den *Histoires tragiques* des französischen Bischofs Jean-Pierre Camus bediente. Während der Übersetzung wird der Stoff reduziert, verdichtet und eben auch transponiert, wie Jasper Schagerl am Beispiel der Geschichte „Die eröffnete Beicht“ vorführte. Die ist bei Harsdörffer um mehr als die Hälfte kürzer als ihre französische Vorlage. Zum einen habe das den Effekt, der Aufmerksamkeitsspanne der Leserin oder des Lesers gerecht zu werden.

Jasper Schagerl – „Die Fallgeschichte wird zum Exempel“

„Der zweite Effekt der Brevitas ist, dass, ihren Umständen entkleidet, die Individualität von Personen und Ereignissen ins Typenhafte transformiert wird. Die Fallgeschichte wird zum Exempel. Wie mit einem Ockhamschen Rasiermesser löst Harsdörffer die Verbrechen gezielt von ihren komplexen Bedingungen, um sie als allgemeine lehrhafte Exempla umzudeuten. Die Komplexität eines individuellen Lebenslaufs wird dabei auf einen beschränkten Satz strukturell typischer Merkmale reduziert und die Singularität der äußeren Umstände ganz im Sinne der Topik zu einer charakteristischen Situation stilisiert.“

F. GILLY: Aus individuellen Subjekten werden also Repräsentanten eines allgemeinen Verbrechertypus. Eine Vereinfachung mit weitreichenden Folgen.

S. BODENMILLER: Juliane Vogel betonte in der Diskussion, dass es sich bei Harsdörffers Exempla um ein spezifisch deutsches Format handelt. Diesen national stark aufgeladenen Geschichten gehe es um andere Art von Evidenzproduktion und die Herausstellung eines deutschen Stils, der direkter sein soll, sinnlicher und aufrichtiger als der des französischen Vorbilds.

M. CZARNIKOW: Um Fallgeschichten und ihre Umformung in etwas Anderes, Kleineres, ging es schließlich auch bei [Volker Hess](#).

F. GILLY: In seinem „Werkstattbericht“ ging der Medizinhistoriker der Frage nach, wie aus medizinischen Fallgeschichten kurze Weisheits- und Lehrsätze werden, sog. hippokratische Aphorismen. Hier zwei Beispiele für solche Aphorismen zur Krankheit: „Die heftigsten Krankheiten werden am Besten mit den heftigsten Mittel, mit Vorsicht angewendet, behandelt.“ oder „Jedes Übermaß in Betreff des Schlafes, mithin sowohl die Schlafsucht, als die Schlaflosigkeit, sind böse.“

Solche Sätze erfahren im frühen 18. Jahrhundert eine neue Konjunktur, und zwar gleichzeitig in der Medizin, als auch in der Sammlung und Verarbeitung von Wetterdaten, *ergo* der Meteorologie. Das illustriert Volker Hess exemplarisch am Beispiel des englischen Arztes und Hobby-Meteorologen Francis Clifton, der Anfang der 1730er Jahre in London eine Sammlung medizinischer Aphorismen anlegte. Hess behauptet nun, dass das Bindeglied zwischen beiden Disziplinen und ein wichtiger Schritt in der Produktion aphoristischer Weisheiten die zu diesem Zeitpunkt noch relativ junge Kulturtechnik der Tabelle sei. Kurz gesagt, der medizinische Aphorismus um 1700 ist ein Produkt der Tabelle.

Volker Hess – „die Tabelle nimmt bereits eine Reduktion vor“

„Wenn ich Worte in eine Tabelle eintrage, dann werden Sätze kleiner, dann werden aus Worte Abkürzungen, dann werden möglicherweise aus wiederkehrenden Körpersäften Symbole. Das heißt, die Tabelle nimmt bereits eine Reduktion vor, isoliert dabei gleichzeitig die ursprünglichen Elemente aus ihrem narrativen Zusammenhang und stellt mit der tabellarischen Darstellung gleichzeitig einen neuen Zusammenhang her.“

F. GILLY: In der Diskussion ergänzte Hess, dass diese Weise der Aphorismenproduktion wenig später durch die Statistik obsolet geworden sei. Auf die Frage, ob Aphorismen nicht im Singular stehen könnten, spezifizierte Volker Hess: Er begreife den Aphorismus nicht als literarisches

DFG-Graduiertenkolleg „Kleine Formen“ – Podcast *microform*
Wie man einen geplatzten Granatapfel wieder zusammensetzt

Genre, sondern als Akteurskategorie, die praktizierenden Ärzten, aber auch Patienten Handlungsanweisungen geben sollte.

M. CZARNIKOW: Ja, und dann...

F. GILLY: Und dann hörten wir zum Thema der Transposition noch die Hispanistin [Verena Dolle](#), die über die Geschichte und Forschung zu den sogenannten *microrrelatos* sprach. Seit den 1950er Jahren erfährt diese lateinamerikanische Kürzestform einen regelrechten „Boom“, den Dolle vor allem auf das Ephemere, Flüchtige, Vergängliche zurückführt. Als Beispiel nennt Dolle einen *microrrelato* des mexikanischen Schriftstellers Augusto Monterosso, der 1959 unter dem Titel *El Dinosaurio* erschien.

M. CZARNIKOW: „Als er (oder sie) aufwachte, war der Dinosaurier immer noch da.“

F. GILLY: Mit Blick auf diesen Text wies die Kollegiatin Marilía Jöhnk daraufhin, dass der diagnostizierte „Boom“ der kleinen Form *microrrelato* mit der Zeit der Diktaturen in Zentral- und Südamerika zusammenfällt.

Marilía Jöhnk – „Stichwort Obscuritas“

„Bei dem *microrrelatos* von Monterosso geht es ja auch um den Dinosaurier, der auch als Diktator gelesen werden kann. Dahingehend war meine Beobachtung, dass man den *microrrelato* auch als eine Form der Kritik auffassen könnte, denn: wenn man etwas mit sehr wenigen Worten sagt, ist es auch sehr offen. Stichwort: Obscuritas.“

F. GILLY: Wie schon bei den Fallgeschichten von Harsdörffer zeigt sich hier: Die Kürze trägt; das Kleine ist alles andere als unschuldig.

Verdichtung

S. BODENMILLER: Nach allem, was ausgewählt, abgeschnitten und in ein neues Medium übertragen wird, stand noch die Frage nach der Verdichtung im Raum. Wie werden Texte komprimiert? Und *was* wird dabei verdichtet und verknappt? Bleiben die verdichteten Informationen „verlustfrei“?

M. CZARNIKOW: [Hendrik Blumentrath](#) näherte sich diesen Fragen über die Betrachtung zweier Diskurse um 1800: zum Einen der Maßreform in Folge der Französischen Revolution, zum Anderen Herders Theorie der Fabel, in der Nemesis, die Göttin des Schicksals und des Maßes, eine wichtige Rolle spielt. Blumentrath untersuchte das Kleiner-Werden also über das Maß und das

Messen, das für das Thema der Tagung, nämlich die Verkleinerung, grundlegend ist:

Hendrik Blumentrath - „Denn ohne Maß keine Rede über das Große“

„[Denn] ohne Maß keine Rede über das Große, Mittlere, Angemessene, Kleine. Kleinerwerden ließe sich dabei auf mindestens zwei grundsätzliche Weisen mit den Fragen des Messens verbinden: über die praktischen Verfahren des Messens wie ebenso über die Zuschreibungen, die an das Maß gebunden sind. Beides lässt sich kaum ohne das jeweils andere beobachten.“

M. CZARNIKOW: Hendrik Blumentrath beschrieb das Messen selbst als eine Technik der Ökonomisierung und Verknappung:

Hendrik Blumentrath - „Ich muss zum Messen Objekte auf eine gemeinsame Eigenschaft bringen“

„Ich muss zum Messen Objekte auf eine gemeinsame Eigenschaft bringen, in ein Verhältnis setzen, um sie kommensurabel zu machen. Ich reduziere den inhärenten Reichtum möglicher Eigenschaften. Man könnte mit all dem das Maß selbst als Technik der Verknappung und Verkleinerung begreifen: Kleiner-Werden durch Messen. Nicht in dem Sinne, dass das gemessene Objekt unabhängig vom Beobachter kleiner würde, auch nicht im Sinne von Messfehlern oder Unschärferelationen. Kleiner, effizient verknappt wird das Objekt in der symbolischen Form der Objektbeschreibung. Und auch diese Form lässt sich weiter verknappen, um wiederum Vergleich und Konvertibilität zu ermöglichen.“

M. CZARNIKOW: Die Verkleinerung und Verdichtung auf die im Zuge der Reform eingeführten neuen Maße schafft damit auch eine Anschlussfähigkeit und Vergleichbarkeit verschiedener Objekte und Stoffe, die alle auf *eine* symbolische Form gebracht werden. Ziel dieser Verkleinerung und Verknappung ist eine kleine Grundform, eine effiziente Benennung, die nicht mehr spezifiziert werden muss: „Mono“ heißt diese; ob sie sich auf das Volumen oder den Meter bezieht, muss nicht am einzelnen Objekt exemplifiziert werden. Auch diese Form der Verkleinerung ist keineswegs harmlos, sondern trifft auf Widerstände: Daher muss auch die Polizei für die Einhaltung der Maßeinheiten sorgen – und das geht nicht reibungslos über die Bühne: „Gemeines Volk sträubt sich neue Benennung anzunehmen“, wird in einem Polizeibericht aus der Zeit der Reform notiert.

F. GILLY: Die Wirksamkeit dieser Verkleinerungsoperation zeigt sich aber ebenso in zeitgenössischen Diskussionen zum Verhältnis von Maß und Angemessenheit und der Anbindung an Transzendenzfragen, im Besonderen das Verhältnis von Maß und Schicksal.

M. CZARNIKOW: Im zweiten Teil des Vortrags wandte sich Hendrik Blumentrath daher Johann Gottfried Herders Konzept der Nemesis – Göttin des Maßes – und der daraus entwickelten Theorie der Fabel zu. Auch dabei spielen Verfahren der textuellen Verkleinerung, im Besonderen der Verdichtung, eine Rolle. Für

DFG-Graduiertenkolleg „Kleine Formen“ – Podcast *microform*
Wie man einen geplatzten Granatapfel wieder zusammensetzt

Herder gilt die Fabel als „Miniaturstück“ der großen Dichtkunst, denn sie erlaube in reduzierter, kleiner Form, Referenzen zwischen Menschlichem und Transzendentelem herzustellen. Tiere treten in Fabeln als Akteure auf. Im Lesen und Interpretieren üben die Menschen ihr Maßvermögen, das dadurch zu einer Erkenntnistechik wird. Mithilfe von Analogien können die Menschen in den Fabeln relationale Verhältnisse bestimmen und ihre individuelle Urteilskraft einüben.

Die Fabel als „Gattung geometrisch kongruenter Fälle“ – und das ist der Clou von Hendrik Blumentraths Vortrag – diese Fabel sei jedoch vor allem die „Erfindung einer Verkleinerung“:

Hendrik Blumentrath – „Erfindung einer Verkleinerung“

„Mit dem Entwurf der Fabel als reduzierter Form reiner Verhältnisse behauptet Herder ein Modell zu einem völlig unbekanntem Original. Herder gibt die Fabel als maßstabsgetreue Abwärts-Skalierung einer umfassenden Ordnung aus, die erst damit vorausgesetzt wird. Die Inszenierung eines regelhaft aus dem Großen kleiner-Gewordenen, das aber doch in Wirklichkeit nie groß war, sondern Möglichkeiten ausprobiert, dieses Große allererst zu halluzinieren. Eine fabelhafte Erfindung.“

S. BODENMILLER: Fragen nach der Angemessenheit von Verkleinerungsoperationen beschäftigten auch Moritz Rauchhaus und Florian Fuchs in ihren Vorträgen. [Moritz Rauchhaus](#) untersuchte das Verhältnis der spätmittelalterlichen Marienklage zum Bibeltext. Die Ereignislosigkeit zwischen dem Kreuzestod und der Auferstehung Christi wird in der Bibel nicht auserzählt. Die heilsgeschichtliche Latenz des Karsamstags, so Moritz Rauchhaus, wird erzählerisch durch die ausufernden Klagen Marias gewissermaßen volkssprachlich nachverdichtet. Maria lässt in der Totenstille vor der Erlösung das gesamte Alte Testament – gleich einem Vorspiel – noch einmal Revue passieren. So wird die Geschichte des alten Bundes genau in dem Moment kondensiert, der nicht mehr dem alten, und noch nicht dem Neuen Bund angehört. Oder, wie Moritz Rauchhaus pointiert:

Moritz Rauchhaus – „Geschichte Marias – Heilsgeschichte“

„Wer Marias Geschichte kennt, kennt die ganze Heilsgeschichte.“

M. CZARNIKOW: Florian Fuchs, Lecturer in Princeton, untersuchte das Nachleben der *Ars Topica* im Umbruch zum 17. Jahrhundert.

S. BODENMILLER: Am Beispiel von John Locke beschäftigte sich [Florian Fuchs](#) mit der Praxis des *commonplacing* – dem Führen und Bestücken von systematischen Notizheften für sogenannte Gemeinplätze. Er zeigte, wie sich im siebzehnten Jahrhundert eine Notationspraxis herausbildete, die nicht mehr nur Wissen

DFG-Graduiertenkolleg „Kleine Formen“ – Podcast *microform*
Wie man einen geplatzten Granatapfel wieder zusammensetzt

über vorgegebene Genres sammelte, sondern Listen und Sammlungen erzeugte, um das gesammelte für den Einsatz in neuen Genres nutzen zu können. Ziel war es nicht mehr, ein *topical man* zu werden, der sich mit der Beherrschung des gesamten überlieferten Wissensstoffes brüsten kann. Vielmehr wurden die *topoi* zu Merkwörtern für eigene Beobachtungen. Um es mit John Locke zu sagen: Zuviel der alten Bücher zu lesen, „may make a man a ready talker and disputant, but not an able man.“

F. GILLY: [Philip Kraut](#) gab in einem Nachtrag zu Florian Fuchs' These vom Nachleben der Topik ein schönes Beispiel für den *able man* – den fähigen, kenntnisreichen Menschen. Für ihn zeigt sich dieser paradigmatisch im Gelehrtentyp des 19. Jahrhunderts, der eigenständig und wissend sein Forschungsfeld kartographiert und einteilt. Philip Kraut hob hervor...

Philip Kraut – „Kategorienbildung“

„[...] dass diese ganzen topischen Arbeitsweisen und auch das wichtigste Konzeptuelle an der Topik ja eigentlich noch bestehen bleibt, nämlich zum Beispiel Kategorienbildung. Also Gelehrte arbeiten in gewisser Weise immer noch topisch, aber nach individuell oder subjektiv gewählten Kategorien [...], kleine Formen, zum Beispiel Notizen, ja, oder, andere kleine literarische Formen, entstehen immer noch durch topische Arbeitsweisen. Und unser Problem ist jetzt, ob wir noch immer von Topik reden können, oder ob wir das anders nennen sollten [...] Aber da müssten wir weiter diskutieren.“

M. CZARNIKOW: Weiter diskutieren...ja, es bliebe noch viel zu sagen, und das, was wir bisher erfahren haben, war vielleicht nur ein Anfang. Versuchen wir also, die ausgelegten Fäden aufzunehmen und wieder zusammenzuführen, oder: den Granatapfel wieder zusammensetzen

Synthese

S. BODENMILLER: In Anbetracht der Fülle der Formen, die auf der kleiner werden-Tagung zur Sprache kamen, ist es schwierig, die Vorträge auf einen Nenner zu bringen.

F. GILLY: So unmöglich, wie nach der Explosion eines Granatapfels alle Kerne wiederzufinden. *By the way*, uns fehlt hier übrigens noch einer. Also ein Granatapfelkern. Habt ihr den zufällig irgendwo gesehen?

M. CZARNIKOW: Wie sah er denn aus, Dein verlorener Granatapfelkern?

- F. GILLY: Keine Ahnung. Ähm. Klein. Rot. Gläsern. Leicht transparent. Mit einem gelblichen Stein in der Mitte. Nicht rund, nicht eckig. Eher so kantig. Fast so wie ein Maiskorn. Oder ein
- M. CZARNIKOW: Du Witzbold!
- S. BODENMILLER: Bevor wir zum Ende kommen, wollen wir trotzdem versuchen, die für uns wichtigen Punkte zu bündeln. Wir schließen dabei an die Kollegiatinnen [Marília Jöhnk](#) und [Julia Heideklang](#) an, die in ihrer Tagungs-Synopse die **politische Dimension der Verkleinerung** betonten. Denn: Dass sich das Kleine und das Gesellschaftliche, Politische, nicht ausschließen oder einander entgegengesetzt, sondern auf vielfältige Weise miteinander verschränkt sind, ist eine Einsicht, die, denken wir, allen Vorträgen gemeinsam war.
- M. CZARNIKOW: Selektion entnimmt aus dem Großen, Unspezifischen, das scheinbare Detail und macht es zum Kleinen, Besonderen. Die Selektion und Beschneidung von Zeitungsartikeln reduziert die große Masse verfügbarer Kriegsinformationen auf eine kleine, persönliche Auswahl, mit deren Hilfe ein eigenes Tagebuch geschrieben werden kann. In der Verkleinerung findet eine Aneignung des Gedruckten statt, denn indem man auswählt und sich auf die kleine Form beschränkt, positioniert man sich selbst im unübersichtlichen Kriegsverlauf. Man nimmt gewissermaßen schreibend und klebend am Krieg teil. Was ausgeschnitten und wie es beschnitten wird, hat aber immer auch Abschnitt und Reduktion von Komplexität zur Folge.
- Eine andere politische Dimension offenbart die Selektion bei den Scherenschnitten: Mit der Schere wird aus dem unspezifischen Papier ein kunstvolles Flügelwesen, das verschickt, getauscht und ausgestellt werden kann. So eröffnet der Scherenschnitt Frauen im 18. und 19. Jahrhundert Möglichkeiten der Gestaltung und Teilhabe an gesellschaftlicher und kultureller Produktion, die ihnen der Literaturbetrieb verwehrt.
- F. GILLY: Die Vorträge zur Transposition haben gezeigt, dass Verkleinern keine unschuldige Praxis ist. Es geht dabei nicht etwa nur um eine rein quantitative Mengenveränderung, sondern um Prozesse, die ins Qualitative umschlagen können – mit zuweilen weitreichenden Konsequenzen. Die deutschen Exempla Harsdörffers mit ihrer Neigung zum Typenhaften führen dazu, dass bestimmte Bevölkerungsgruppen unter Generalverdacht gestellt werden. In den – auf den ersten Blick – doch recht unscheinbaren *microrrelatos* von Monterosso wird bei genauerer Lektüre versteckte Systemkritik laut. Die Listen Henri Michaux', die Sabine Mainberger untersuchte, weisen noch dem kleinsten Ding einen Platz in einem Ordnungssystem zu. Schließlich setzen die Interviews über die *Ways of the Scientist* den Kalten Krieg in den Bereichen der Wissenschaft und Fotografie

fort. Mindestens ebenso wie die Ausgangsfrage „Wie wird das Kleine klein?“ ist es daher wichtig sich zu fragen, wer kürzt und wozu. Oft spielen Formen der Typisierung, Verallgemeinerung und Verkürzung denen in die Hände, die Definitionsmacht besitzen.

- S. BODENMILLER: Richtig! Diese Zweiseitigkeit zeigte sich doch auch in den Beiträgen zur Reduktion und Verdichtung. Wer verdichtet, indem er oder sie Kontext reduziert, erhält zwar eine kleine, gut handhabbare Form, die neue Bindungen eingehen kann. Zugleich ist aber die Entscheidung WAS und WO reduziert wird, was wegfallen darf, genauso eine Frage der Macht: Wenn Eckensteher Nante, auf den Anton Tantner verwies, am Ende nur noch die Nummer 22 im Polizeiregister ist, wird sein Name, seine Individualität getilgt. Er wird auf eine Nummer reduziert. Genauso der Beamte, der seine Karriere in der preußischen Verwaltung anstrebt: Es wird geradezu zur Bedingung für den Erfolg auf der Laufbahn der preußischen Verwaltung, dass sich ein Aspirant selbst auf betriebs- und funktionsrelevante Eigenschaften reduziert, auf das, was Stefan Strunz ‚laufbahnkritische Elemente‘ nannte. Diese papiernen oder blechernen Geister, finde ich, erzeugen dann doch ein wenig Unbehagen.
- M. CZARNIKOW: Steffen, Florenz, ich glaube, wir sollten jetzt Schluss machen. Schließlich war die Devise mal, „kleiner werden“. Und den Granatapfel, ja, den essen wir am besten selbst, anstatt uns noch weiter damit verrückt zu machen, ihn in eine Obstregal-konforme Fassung zu bringen.
- F. GILLY: Einverstanden. Aber nicht, ohne unser **kleines Medley der Kürze**.
- S. BODENMILLER: Nicht nur wir haben uns, trotz oder gerade wegen der (nahezu) unbegrenzten Aufnahmekapazitäten, ein Gebot zur Kurzweiligkeit auferlegt. Auch die KonferenzteilnehmerInnen waren dazu angehalten, sich bei ihren Vorträgen kurz zu halten. Übertretungen wurden in fußballerischer Manier mit gelben und roten Karten geahndet.
- M. CZARNIKOW: Das brachte so manche in die Bredouille. Es wurde gekürzt, übersprungen, gerafft und geflucht – und am Ende... blieb trotzdem Vieles ungesagt.

Kleines Medley der Kürze

„Lassen sie mich vorab nur ein paar knappe Bemerkungen zum Forschungskontext machen.“ - „Ich hab drei Teile. Ich fang an mit einem kurzen Überblick. Der mittlere Teil ist länger. Und dann am Ende eine kurze Zusammenfassung. – „Herr Wegmann, the floor is yours.“ Wunderbar, ich bedanke mich für die knappe und richtige Vorstellung.“ – „Vico habe ich weggelassen. Das [macht es] kürzer und vielleicht auch ein bisschen einfacher.“ - „Bitte ganz kurz ab jetzt.“ „Ich kürze hier mal ein bisschen, weil ich glaube wir sind – darf ich noch einen Absatz?“ „Sie haben noch fünf Minuten.“ „Okay, erst die gelbe.“ –

DFG-Graduiertenkolleg „Kleine Formen“ – Podcast *microform*
Wie man einen geplatzten Granatapfel wieder zusammensetzt

„Ich habe heute Nacht geträumt von gelben und roten und ich glaube, es war nicht Fußball. Man wird sehen, wie mir das hier bekommt.“ „Ich habe drei, drei kurze Fragen.“ „Herr Hoffmann, Sie haben das Wort.“ „Vielen Dank. Auch ich überziehe, deswegen ganz schnell ganz kurz.“ „Wir haben jetzt noch 5 weitere Beiträge und haben noch ca. 15 Minuten. Das heißt, erneute anders als angedachte Mahnung zur Kürze jetzt auf drei Minuten für Frage und Antwort.“ – „Es gibt zahlreiche Wortmeldungen, dabei verbleiben uns noch 10 Minuten.“ „240 Zeichen, 280 Zeichen.“ „Ich hab auch mit Omissio, Auslassung, drin hatte ich dann aus Zeitgründen aber rausgekürzt. – „Lassen wir es mal dabei stehen, sonst müsste ich ziemlich lange reden.“ „Kann ich auch nur zustimmen und kann ich auch nur sagen, dass auch das leider gekürzt wurde.“ „Ja, letzte Folie.“ „Gelbe Karte? Noch einen Satz.“ „Du hast noch 5 Minuten.“ „Na dann, streck ich ihn. [Lachen] Dann wiederhole ich noch mal den Satz davor. Also... Fußnote.“

Soundbett setzt ein

F. GILLY: Sie hörten „Wie man einen geplatzten Granatapfel zusammensetzt“ (und dabei notwendig scheitert). Versuch, die Jahrestagung des Graduiertenkollegs „Kleine Formen“ zusammenzufassen, die vom 28. bis zum 30. Januar 2019 an der Humboldt-Universität in Berlin stattfand.

Text: Steffen Bodenmiller, Marie Czarnikow und Florenz Gilly. Hilfestellung bei der Aufnahme kam von Florian Glück. Florenz Gilly besorgte den Schnitt. Michael Höldke komponierte alles, was „jingt“, unter anderem auch dieses Moderationsbett hier. [Cathrin Bonhoff](#) ist unsere Station Voice.

S. BODENMILLER: Wir bedanken uns bei den ReferentInnen, ModeratorInnen und Gästen der Tagung. Bei den OrganisatorInnen. Nicht zu vergessen, den studentischen Hilfskräften und Caterern. Bei der DFG für ihre Unterstützung. Und bei Ihnen, liebe Hörerinnen und Hörer: Vielen Dank, dass Sie uns zugehört haben. Wir hoffen, wir haben Ihnen den besten aller möglichen Denkkettel verpasst und möchten Sie dazu ermutigen, mit uns ins Gespräch zu kommen. Auf Twitter oder per E-Mail unter: microform.podcast@hu-berlin.de.

M. CZARNIKOW: Für weiter Interessierte: Noch in diesem Jahr wird bei de Gruyter ein Sammelband zur Tagung erscheinen. Dort können Sie die Vorträge und Diskussionen dann *en détail* nachlesen.

[microform Closer]